

Mutti halt den Ball flach

Den Muttertag bezeichnet Wikipedia realistisch als den «traditionellen Tag des Genussmittel- und Blumenhandels». Wir haben wieder mal in den Industrieländern die Muttis tüchtig gefeiert. Tausenden von Frauen, die Diät halten und ungerne im Bett essen, wurde ein Frühstück mit Eiern und Speck an selbiges gebracht. Mich weckte um 6 Uhr das Kreischen der Laubsäge, weil mein Ältester seine Muttertagsüberraschung noch schnell fertig bastelte. Meiner Kinderschar – drei grossen Jungmännern – sagte ich, dass sie die besten Kinder der Welt, aber stinkfaul seien. Worauf sie kommentierten, ich solle den Ball flach halten. So geht es uns Müttern: Nix mehr mit Ehrentag. Fleurop macht die Mütter – zur Feier des Muttertags – mit seiner Werbekampagne «Zeit, zu vergeben» gar zu Täterinnen. Kinder, die mit Spinat und Hornbrillen gequält werden, sowie Mütter in peinlichen Siebzigerklamotten, die an Kindergeburtstagen vor degoutierten Vorpubertären tanzen, wurden in Plakaten und Fernsehspots dargestellt. Der Betrachterin ging die eigene Kindheit durch den Kopf und alles, was sie ihren Kindern und Eltern angeht. Doch Reibung schafft ja bekanntlich Wärme. Meine Mutter hasste den Muttertag, denn sie assoziierte ihn mit Kommerz und mit den Nazis, die arische Gebärerinnen von «deutschblütigen und erbtüchtigen» Kindern auszeichneten. 1919 geboren, im Jahr der Einführung des Frauenstimmrechts in Deutschland, hielt sie es als Emanze und Tochter einer Suffragette für politisch unkorrekt, alle freiwilligen und unfreiwilligen Nichtmütter von einem Frauenfeiertag auszuschliessen. Ich habe andere ideologische Probleme als meine Mutter. Wenn ich meinen Zweiten ermahne, seinen jüngeren Bruder nicht als «Hurensohn» zu bezeichnen – diskriminiere ich dann Sex-Workerinnen? Inzwischen beschimpft er den Kleinen als «Motherfucker». Nicht nur zurzeit meiner Mutter trug Mama für alles die Verantwortung: für's Materielle und für maximale, liebevolle Förderung, die jedoch nicht in Overprotection ausarten darf. Mutter, so die Psychologen unisono, ist an allem Schuld. Inzwischen kann man sich wenigstens eine Supernanny ins Haus holen und einem Millionenpublikum im TV zeigen, was für kleine Monster man hat. Wenn ich an die erschöpften, müden Mütter denke, die mit psychosomatischen Leiden in die Praxis kommen, an die prügeln Partner und verhaltensauffälligen Kinder, dann frage ich mich, ob bei uns die gesellschaftliche Familienförderung wirklich ausreicht. Mir bescherte die Doppelrolle «Ärztin und Mutter» ganz spezielle Erlebnisse. Als Assistenzärztin hatte ich einen Milcheinschuss auf der Chefvisite, weil das Kantons-

spital Basel weder einen Hortplatz, noch Ruhezeiten fürs Abpumpen gewährte. Noch im 8. Schwangerschaftsmonat musste ich Kardiomobil fahren und eine Woche früher aus dem Mutterschaftsurlaub zurückkommen, weil ein Kollege in die Ferien wollte. Als Chefärztin kombinierte ich dann Familien- und Jobverpflichtungen. So erklärte ich meiner neuen Hausangestellten, die mich während der Visite auf's Handy anrief, wie man eine Salatsosse macht – zum Amusement von Mitarbeitern und Patienten. Das Muttersein hat mich Organisation, Gelassenheit im Chaos, Belastbarkeit und Empathie gelehrt, doch nur wenige meiner Arbeitgeber konnte ich davon überzeugen, dass dies wichtige Management-Qualitäten sind, weshalb sie vermehrt Mütter einstellen sollten. Dabei bringt doch der Wechsel zwischen Beruf und Kinderbetreuung doppelte Freude, so anstrengend er auch ist: frau freut sich auf die Kinder, wenn sie von der Arbeit heimgeht und auf die Arbeit, wenn sie sich von den Kindern verabschiedet hat. Nach wie vor aber werden Ärztinnen unnötige Steine in den Weg gelegt. Dramatische Aufrufe von höchster Stelle, es müsse etwas getan werden, damit man nicht die Ärztinnen «verliere» sind wirkungslos. Sie schaffen keine Professorinnen der Medizin. Und keine Kinderhortplätze. Letzteres taten aber die Organisatoren des diesjährigen SGIM-Kongresses, wofür ihnen alle Eltern dankbar waren. Dabei bestand das Organisationskomitee ausschliesslich aus Männern, was eigentlich nicht mehr vorkommen dürfte. Auch auf dem Podium sah man – bis auf zwei Ausnahmen – nur ChairMEN. Von den 317 Vortragenden waren nur 49 weiblich, inklusive Pflegefachfrauen, Psychologinnen und Biologinnen. Zwar waren genderbewusste Vortragende wie Angela Burnett und Gene Feder geladen. Und es gab ausgezeichnete Workshops, einen über die Zukunft der «weiblichen Medizin» von Nicole Jaunin und Gabrielle de Torrenté de la Jara, einen über häusliche Gewalt von Yvette Barbier und Marie-Claude Hofer. Doch das reicht nicht. Vielleicht muss man Ärztinnen hartnäckiger bitten, damit sie sich neben Beruf und Familie auch noch die Mitarbeit bei einem Kongress aufladen? Vielleicht müssen Chefärzte auch mal ihren Leitenden Ärztinnen oder Oberärztinnen den Platz am Mikrophon überlassen? Gerne stelle ich eine Liste profilierter Chairperson-Kandidatinnen auf: Von A, wie der wie immer exzellenten Referentin PD Dr. Amann-Vesti, über B wie Biedermann, M wie Meienberg bis hin zu Z wie Zemp. SGIM-Präsidentin Prof. Verena Briner muss beim nächsten SGIM-Kongress mehr weibliche Beteiligung durchsetzen – schliesslich ist sie auch so etwas wie die Mutti der Internistinnen. 